



Feierabend



Die Diebin.

Von Lucie Paul Marguerite.

Eines Morgens beobachtete Herr Mègre mit ängstlichem Gemüt eine Wolke auf der Stirn seiner Gattin, was immer eine böse Vorbedeutung für den kommenden Tag war. Wahrscheinlich irgendein Aergernis im Haushalt, dachte er, und da er sicher war, die Erklärung sehr bald zu erhalten, beeilte er sich durchaus nicht, danach zu fragen. Er setzte sich Frau Mègre gegenüber an den Frühstückstisch, entfaltete die Serviette und wagte einige harmlose Betrachtungen über die Witterung, während er seine Blicke durch das Fenster schweifen ließ.

Aber Frau Mègre folgte seinem Gedankengang, und plötzlich brach es aus ihr heraus: „Diese Situation ist unerträglich! Du magst sagen, was du willst, lieber Freund, aber ich habe den Entschluß gefaßt, Rosa zu entlassen.“

„Warum denn nur?“ fragte schüchtern Herr Mègre. Er war dieser Rosa so dankbar, weil sie immer kleine Aufmerksamkeiten für ihn hatte, und vor allem empfand er wohlthuend ihr schweigendes Mitgefühl, wenn der Charakter seiner Frau sich öfters auf egoistische und argwöhnische Weise unangenehm bemerkbar für ihn machte.

„Du fragst: Warum?“ grollte sie.

In diesem Augenblick betrat Rosa das Zimmer und servierte das Vorgericht. Nachdem sie das Tablett auf den Tisch gestellt hatte, schob sie eine Wärmflasche unter die immer kalten Füße Herrn Mègres. Dann schloß sie leise hinter sich die Tür. Frau Mègre konnte nun nicht mehr an sich halten: „Meine Geduld ist zu Ende. Ich habe es dir gesagt und wiederhole es: wir können eine Diebin nicht im Hause behalten.“

„Oh! Oh!“ protestierte Herr Mègre, „bist du dessen so sicher, was du da vorbringst?“

„Eine Diebin“, bestätigte die Gattin, „und nicht erst heute bin ich dahinter gekommen: Mein grünes Kleid ist verschwunden, das ärgert mich. Ich hatte die Absicht, es färben zu lassen, wenn deine arme Mama, — oh, natürlich, so spät wie möglich, — einmal das Zeitliche segnen wird. — Auch dein blauer Anzug ist unauffindbar. Ich will nicht behaupten, daß Rosa vielleicht

mitunter Männerkleidung anlegt; aber sie kann ja einen Bruder oder einen Freund haben: die kleinen Geschenke erhalten die Freundschaft und auch die Liebe.“

Eben kam Rosa wieder herein und brachte in einer Schüssel ein duftendes Ragout. Frau Mègre schwieg, und Herr Mègre klagte über Zugluft, die er unangenehm an seinen Beinen spürte. Rosa holte den Ofenschirm herbei und stellte ihn zwischen Tisch und Fenster auf.

Frau Mègre hatte nicht übel Lust, mit den Zähnen zu knirschen, unterdrückte diese Regung aber, um ihrem Gebiß nicht zu schaden.

„Sie ist eine wahre Perle“, seufzte Herr Mègre, als sie wieder allein waren.

„Eine teure Perle“, hohnlächelte die Gattin voll Empörung, „aber du siehst natürlich nichts, du siehst nie etwas! Und dabei ist es so einfach, das Spiel dieser Person zu durchschauen. Sie umhegt dich nur deshalb, um im Notfall gleich auf ihrer Dienststelle einen Bundesgenossen, einen Verteidiger zur Verfügung zu haben. Ei, wahrlich, eine gute Stelle hat sie! Man kann sich da bequem einen Nebengroschen schaffen, und ich bitte dich, zu glauben, daß Rosa sich dazu wahrlich keine Gelegenheit entgehen lassen wird.“

„Woraus folgerst du das...?“

Rosa brachte den Nachtisch: eine Schale mit Obst, die sie zwischen die Ehegatten stellte. War es Zufall oder Absicht: die schönste Frucht, ein herrlicher Apfel, lag auf der Seite von Herrn Mègre, während die gnädige Frau in ihrer Reichweite nur eine verschrunppte Mandarine hatte. Jedesmal, wenn Rosa eine Platte anbot oder einen Teller auswechsellte, beobachtete Herr Mègre mit Wohlgefallen das Spiel ihrer Hände, die zwar groß, aber von seltener Schönheit und Gepflegtheit waren. Frau Mègre empfand darüber einen ungeheuren Verdruß.

„Ich folgere nicht, ich bin leider nur zu sehr unterrichtet!“ nahm sie das unterbrochene Gespräch mit Bitterkeit wieder auf. „Rosa ist eine Diebin. Du wirst nicht mehr daran zweifeln, wenn du erfährst, daß auch dein goldenes Petschaft, das Petschaft deines Großvaters, das du so in Ehren hieldest...“

„Großvaters Petschaft ist verschwunden?“ erregte sich nun auch Herr Mègre. — „Und du kannst suchen, wo und wie lange du willst, du wirst es nicht finden.“

Herr Mègre erhob sich eilig und ließ den Apfel mit der einen roten und der andern blassen Wange achtlos auf dem Tisch liegen.

Frau Mègre triumphtierte. Voll Eifersucht und Daß wollte sie diese junge und zu hübsche Rosa vor die Türe setzen, und der Herr selbst sollte es tun, den sie mit so rührender Sorgfalt umgab. Frau Mègre betrachtete es als eine persönliche Beleidigung, wenn ihrem Gatten von diesem Mädchen soviel Güte angetan wurde. Ach, es war eine unglückliche Idee gewesen, Rosa ins Haus zu nehmen. Von nun an würde sie immer nur ältere, mürrische und häßliche Mädchen anstellen.

Währenddessen ließ Herr Mègre seine kurzzeitigen Blicke über den Schreibtisch schweifen. Das Petschaft war wirklich nicht auf seinem gewohnten Platz neben dem kleinen Leuchter mit der blauen Wachskerze zu finden. Es lag nicht auf dem Zinnteller, nicht in dem Briefmarkenkästchen, nicht unter dem Pöschblatt. Es war nicht in den Papierkorb gefallen, nicht unter den Teppich gerollt, hatte sich auch nicht heimlicherweise in der Kaminasche versteckt. Frau Mègre frohlockte.

„Ich verstehe das nicht. Es ist doch niemand in diesem Zimmer gewesen?“

„Nur Rosa“, entgegnete seine Frau. „Aber vielleicht hast du übersehenlich das Petschaft in deine Tasche gesteckt; du bist so zerstreut!“

Herr Mègre lehrte seine Taschen aus. Nicht nur das Petschaft war weg; man bemerkte jetzt auch, daß der goldene Bleistift nicht da war. Dieser doppelte Verlust erschütterte Herrn Mègre.

„Es ist zu schade, sie war eine so aufmerksame Dienerin“, meinte er mit Bedauern.

„Ich ziehe es vor, lieber weniger gut bedient, aber nicht bestohlen zu werden“, entgegnete Frau Mègre.

Da sie mit einer Freundin verabredet war und überdies wünschte, daß das junge

Mädchen direkt von ihrem Herrn erfuhr, wie sehr sie in Ungnade gefallen war, bat sie den Gatten, sich statt ihrer mit Rosa auseinanderzusetzen.

Herr Mègre seufzte, wagte aber nicht, diesen traurigen Auftrag zurückzuzweisen, wenn es ihm auch das Herz zerriß.

Er bedauerte den Verlust des Petschafts und des Bleistifts; aber seine traurige Stimmung fand nicht ihren Ursprung darin, daß diese kleinen Dinge verloren waren, sondern daß er in den freimütigen und anscheinend ehrlichen Mienen Rosas die Schande entdeckt hatte. Noch war er zu erregt, um mit ihr zu reden und beschloß, sie erst ein wenig später hereinzurufen. Er machte sich jetzt einmal erst daran, seine tägliche Korrespondenz zu erledigen.

Als er damit fertig war, hatte er noch einen Brief zu siegeln und wollte das Petschaft seiner Frau holen, einen Ring mit einem Karneol, den sie in ihrem Zimmer im Sekretär aufzubewahren pflegte. Er fand ihn auch in der rechten Schublade und — oh Stannen! — entdeckte gleichzeitig, sorgfältig in Seidenpapier gehüllt, sein vermischtes Petschaft und den gestohlenen geglaubten Bleistift.

Wie versteinert betrachtete er diese lieben Gegenstände und wagte nicht, sie zu berühren. Festig schlug sein Herz; er schloß die Augen, wie um sich gegen die rauhe Klarheit zu wehren, die sich plötzlich seiner bemächtigte. In seiner Nachsicht bemühte er sich, Verständnis und Vergebung für die Unglückliche zu finden, die im Banne ihrer blinden Eifersucht nicht davor zurückgeschreckt war, eine Unschuldige anzuklagen.

Arme Rosa — eine so grausam verfolgte und so bescheidene Rivalin!

Da sie nun nicht mehr in seinem Hause bleiben kann, wird er sie voll Güte verabschieden. Er wird ein Geldgeschenk in ihre Hand gleiten lassen, und sein Mitleid und seine Wünsche werden sie in die neue Stellung begleiten, wo sie hoffentlich mit mehr Freundlichkeit behandelt werden wird. Und wenn dann die Gattin nach Hause kommt, wird er ihr — Bestürzung und Schmach herunterwürgend — erzählen: Sieh, Rosa hat mir Petschaft und Bleistift zurückgegeben. Im Grunde ist sie doch ein prächtvolles Mädchen.

Und das soll Rosas Rache sein.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Warum werden wir müde?

Daß schwere Arbeit müde macht, galt früher als selbstverständlich — bis die amerikanische Industrie aus rein praktischen Erwägungen — Rationalisierung, Produktionshebung — die Ermüdung als Problem entdeckte. Mit Hilfe der Stoppuhr wurde versucht, die Anforderungen an den Arbeiter immer mehr zu steigern. Das Wesentlichste dabei wurde aber nicht erreicht: Bekämpfung der Ermüdung und ihre schädlichen Folgen. Professor Dr. Durig beschäftigt sich in der „Deutschen Arbeiterzeitung“ mit diesen Fragen. Je größer die Arbeitsbelastung ist, und je rascher die einzelnen Arbeitsbewegungen aufeinander folgen, um so eher treten Ermüdungsschädigungen ein. Es ist deshalb auch ein Irrtum, anzunehmen, daß derjenige Arbeiter, der tagaus, tagein ständig nur einen und denselben leichten Handgriff vorzunehmen hat, am schwersten ermüdet. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Bewegungen werden dann nämlich zu kurz für vollkommene Erholung, so daß jeden Tag geringe ausgeglichene Ermüdungsreste zurückbleiben, die schließlich sogar bei leichterer Arbeit die Arbeitsfähigkeit beeinträchtigen.

Anders ist es beim Sport. Dort handelt es sich um nur ganz kurze, oft nur Minuten dauernde Wettbewerbe, bald um Dauerleistungen, immer aber nur um vorübergehende und zeitweilige Höchstbeanspruchung im Gegensatz zum achtstündigen Arbeitstag und zu der Woche für Woche, jahraus, jahrein fortgesetzten Fabrikarbeit, die den Menschen durch mangelnde Arbeitslust schließlich einseitig abnutzt. Bei der Sportarbeit dagegen befähigt die Arbeitsfreude zu Höchstleistungen, da ja keine inneren Widerstände überwunden zu werden brauchen.

Auch viele körperliche Erkrankungen sind mit ausgeprochenem Ermüdungsgefühl verbunden. Als erstes Krankheitszeichen treibt oft erhöhte Ermüdbarkeit den Zuckerkranken zum Arzt. Müdigkeit kennzeichnet häufig den Beginn einer Tuberkulose. Blutarme klagen über besonders ausgeprägte Ermüdungserscheinungen. Nervenranke ermüden rasch und ebenso Kinder, die von Eingeweidewürmern geplagt werden. Herzranke und Fiebernde sind leicht ermüdbar. Es scheint aber auch noch eine besondere, keineswegs als krankhaft zu bezeichnende Form der Müdigkeit zu geben, die sich bei Menschen findet, die mit entsprechender Energie das Müdigkeitsgefühl glatt überwinden können. Es sind dies gesunde Leute mit abnormal niedrigem Blutdruck. Professor Durig ist der Ansicht, daß gerade solche Leute Aussicht auf ein hohes Lebensalter haben.

Für die Kinder.

Jungens im Alter von 10 bis 14 Jahren, die sich für Touristik und den Bergsport interessieren, finden anregende Lektüre in dem im Verlage Franz Schneider, Leipzig, erschienenen Buche „Drei Jungens am Seil“ von Walter Bing. (Preis M. 1.80.) Drei Jungens unternehmen wagemutig eine Tour in die Berge, machen kühne Kletterpartien und was sie dabei erleben, ist frisch und munter erzählt. Jeder tüchtige Junge wird mit ihnen im Geiste ihre Erlebnisse miterleben. Der reizende Buchschmuck stammt von Bejo Arden.

Nette billige Kinder-Jahrbüchlein hat der Verlag Wilhelm Limpert in Leipzig herausgebracht. Sie sind von Alfred Willgeroth herausgegeben, gleich gut in Wort und Bild und kosten bei 32 Seiten Umfang nur

Was gibt es Neues in der Wissenschaft?

Die Menschen sollen von den Katzen lernen, wie man durch Elektrizität zu Schlaf gelangt. Im Physiologischen Institut der Universität Zürich machte man die Versuche. Ohne der Katze Schaden zu tun oder ihre Lebensfähigkeit zu beeinträchtigen, führte man durch winzige Schädelöffnungen dünne Drähte zu der Hirnstelle, die für das Zustandekommen des Schlafes verantwortlich gemacht wird; bis zum Boden des dritten Hirnventrikels. Dann leitete man einen schwachen elektrischen Induktionsstrom in die Drähte. Als bald gab das Tier seine Müdigkeit zu erkennen. Die bei menschlicher Annäherung meist scheue Katze ließ alles mit sich geschehen, legte sich auf die Seite und versank in Schlaf. Sie schlief wirklich und war nicht etwa betäubt. Sie benahm sich völlig wie eine schlafende Katze, fragte zum Beispiel ihre Ohren, wenn man diese kitzelte, und bewies auch durch gelegentlich austretende andere Erscheinungen, etwa Krämpfe, die durch Berührung einer falschen Hirnstelle ausgelöst wurden, daß es sich um einen echten Schlaf handelte. Unterbroch man die Stromzufuhr, so wachte die Katze nach einiger Zeit auf und zeigte die den Uebergang vom Schlaf zum Wachen bezeichnende Vergrößerung der Pupille. Die Bedeutung dieser Versuche liegt zunächst darin, daß sie die letzten Zweifel über die schlafgebende Hirnstelle beseitigen.

Welche Körperzellen verschulden das Sterben, indem sie zuerst versagen und dadurch den Zusammenhang des Organismus unterbrechen, die komplizierten oder die einfachen Zellen? Die zusammengesetzteren scheinen es nicht zu sein. Zu ihnen gehören zum Beispiel die der Regenbogenhaut des Auges. Es gelang, solche einem Huhn entnommene Zellen außerhalb ihrer natürlichen Umgebung, nämlich auf künstlichem Nährboden, mehr als zwei Jahrzehnte lang am Leben zu erhalten. So alt wird kein Huhn, wenn man es dem Suppentopf vorenthält. Die einfachen Zellen scheinen aber an sich auch nicht bestimmt zu sein, das Sterben einzuleiten. Die einzelligen Lebewesen, die im Hon und in ihrer

Lebensweise den einfachen Zellen des Organismus gleichen und sich wie diese durch Teilung vermehren, erscheinen durchaus für ein langes Dasein bestimmt. Zwei Forscher, Belar und Hartmann, züchteten Einzeller mehr als ein halbes Menschenalter lang, und zwar durch 7000 Geschlechter, ohne, wie sie soeben bekanntgeben, Zeichen von Altern wahrzunehmen. Wahrscheinlich entwickeln sich im lebenden Zusammenhang der Zellen Stoffe, deren Ansammlung die Lebensfähigkeit unterbindet und schließlich zum Tode führt.

Daß ein Heuhaufen von selbst in Brand geraten könne, wird immer wieder in Zweifel gezogen, obgleich Fachleute an den bündigen Beweis, daß es recht wohl der Fall sein könne, viel Fleiß und Scharfsinn verwendeten. Die wissenschaftliche Untersuchung der in lagern dem Heu vor sich gehenden, zu Bränden führenden Vorgänge geriet in Fluß, als einem bekannten Münchener Anthropologen, der zugleich Gutsbesitzer war, ein Heuschaber abbrannte, ohne daß eine andere Ursache als Selbstzündung in Frage kam. Der gelehrte Landwirt erhitzte unter Luftpfechtung einen Heupropfen, bis das Heu verkohlte. Wenn er es dann der freien Luft aussetzte, begann es lichterloh zu brennen. Nach neuen Feststellungen von Laupper (Zürich), einem Spezialisten für dieses Gebiet, entwickeln sich in Heuhaufen, übrigens auch in Massen ölgetränkter Pflanzpfe, die zuweilen gleichfalls schwer erklärliche Brände hervorgerufen, Gase. Unter ihrer Wirkung und der des gesteigerten Druckes verholten einige Teile der aufgepumpten Heu- und Stoffmasse. Durch kleinere oder größere Kanäle dringt Frischluft in das Innere und schließlich bricht explosionsartig Feuer aus. Die eigentliche Entzündung ist nach Laupper an „Pyrophor“, d. i. feuerbildend wirkende Stoffe, etwa Ammoniumnitrat, gebunden. Als Gegenmaßnahme wird empfohlen, das Heu morgens zu mähen und in kleinen Schobern, etwa 4 mal 4 mal 5 Meter groß, aufzubewahren.

E. J. — y.

je 10 Pf. Es sind dies: „Kasperle 1933.“ Ein Jahrbüchlein für die Kleinsten in der Schule, mit Reimen, Späßen und Bildchen. Letztere zum Nachmalen mit Buntpapier — „Gucklästlein 1933.“ Ein fröhliches Jahrbüchlein für die 6- bis 10jährigen. — „Jungborn 1933.“ Jahrbüchlein für 10- bis 14jährige Knaben. Hübsche Erzählungen,

allerlei Wissenswertes und viele Bildchen. — „Unter Kranz 1933.“ Für 10- bis 14-jährige Mädchen. Inhalt Geschichten und Wissenswertes aus verschiedenen Gebieten. — Im gleichen Verlage ist erschienen: „Sing-Sang für kleine Leute.“ 15 Liedchen von W. Otto Ullmann. Preis 10 Pf. Reizende Singweisen mit Noten und Bildchen.

Aber auch das wäre noch zu menschlich! Pietro Ferrero wird noch lebend mit den Füßen an ein Auto gebunden und als blutender Klumpen zerfetzten Fleisches durch den ganzen Korso Vittorio Emanuele geschleift. Seine Leiche war derartig entstell, daß seine eigene Schwester ihn nicht erkennen konnte.

Pietro Nenni:

Die Morde von Turin.

Sechs Wochen nach dem Marsch auf Rom.

Das Fehlen jedes Gerechtigkeitsgefühls und jeder Wahrhaftigkeit macht Mussolinis Spiel undurchsichtig. Kaum hat er eine Rede im Senat beendet, in der er der Befehlshaber huldigt, findet man ihn in seinem Arbeitszimmer bei der Durchsicht der Unterzeichner der Subskriptionslisten für den „Avanti“ und die „Giustizia“: er streicht die Namen rot an und schreibt auf den Rand: „Ist der Faschismus eingeschlafen?“ Dann schickt er die Listen an den „Fascio“ der Orte, in dem die Unterzeichner wohnen.

Diese Bleistiftnotizen bedeuten: „Gibt es keine Knüppel mehr in den Läden und kein Rizinusöl in den Apotheken?“

Die lokalen Führer, die „Ras“, verstehen diese böhmische Sprache und beweisen ihr Verständnis durch Taten. Wer Geldsummen an sozialistische oder Oppositionsblätter geschickt hat, wird in das Lokal der Miliz gerufen, beschimpft, geschlagen, oft verwundet, manchmal getötet. In den Kellern jeder faschistischen Kaserne wiederholen sich die unheimlichen Mythen der mittelalterlichen Folterstätten. So läßt man den Terror haufen, aus dem Mussolini einen doppelten Vorteil zieht, weil er das Übergewicht der Miliz vermehrt und gleichzeitig in der öffentlichen Meinung die Auffassung unterhält, Mussolini sei unentbehrlich, um die wilde Rohheit seiner Parteigänger im Zaum zu halten.

Wenn man den Mann von der Straße belauscht, der nun einmal berufen ist, sich jeden Ansturm einreden zu lassen, so hört man sagen: „Das ist schrecklich, aber das würde noch schrecklicher sein, wenn Mussolini nicht da wäre.“

Auf dieses noch Schrecklichere, das man vermeiden soll, gründen der Duce und die Clique der mit ihm verbündeten Politiker des alten Regimes ihre Macht.

Aber es handelt sich hier um eine Komödie, auf die nur jene hereinkommen, die hereinkommen wollen. Und aus der Komödie wird sehr schnell ein Trauerspiel, genau sechs Wochen nach der Bildung des ersten faschistischen Kabinetts.

Am Abend eines Sonntags, des 17. Dezember 1922, werden in Turin zwei Faschisten bei einem Kaufhandel tödlich verwundet. Dies nahm man zum Vorwand einer schändlichen Mordtat.

Von Anfang an war Turin dem Faschismus ein Dorn im Auge. Sein kommunistisches und sozialistisches Proletariat, seine giolittianische Bourgeoisie und die jungen Leute seiner Intelligenz, die in Piero Gobetti ihren Führer sahen, mißfielen den Schwarzhenden im höchsten Grade. Diesen Leuten wollte man eine Lektion geben.

Schon am nächsten Morgen traten die faschistischen Belotons in Aktion. Das erste Opfer der Repressalien war der kommunistische Organisator Carlo Verrutti. Er

wurde in seiner Wohnung verhaftet, man zwang ihn, in ein Auto zu steigen und führte ihn nach den Wällen außerhalb der Stadt. Dort mußte er aussteigen. Marsch! kommandierten seine Geiler.

Ruhig, mit einem sacklastischen Lächeln auf den Lippen, schreiet Verrutti vorwärts. Sechs Revolver schüsse, ein dumpfer Fall. Aus dem reglosen Körper des Toten sicker das Blut.

Gegen Mittag hält ein Auto in der Via Balancieri Nr. 3. Zwei Leute, die keiner Partei angehören, wurden ausgehoben. Man fährt sie weit hinaus aufs Land, jenseits des Po. An einer Hecke wird haltgemacht. Die beiden fragen verstört, was denn mit ihnen geschehen soll. Keine Erklärung. Acht Schüsse. Ein Toter: Cesare Pochettino; ein Verwundeter, den man für tot hält: Zurletti.

Und weiter.

Zur gleichen Zeit besorgen andere Belotons die gleiche Arbeit. In dem Trambahner Chiolero kommen die Leute, als er sich gerade mit Frau und Kind zu Tisch setzt. Es wird an die Tür geklopft.

„Herein.“

Bewaffnete Männer erscheinen in der Tür.

„Was wollen Sie?“

„Matteo Chiolero.“

„Das bin ich.“

Er hat nicht die Zeit, ein weiteres Wort zu sagen. Die Wichte drücken ihre Revolver ab und laufen davon, während eine junge Frau über der Leiche ihres Mannes weint.

Das war nur der Anfang.

Am Abend waren alle faschistischen Banden um das Volkshaus konzentriert worden. Die Polizei — das versteht sich — hat sich vor den Schwarzhenden zurückgezogen. Die Türen werden durch Brandgranaten zerstört. Die wenigen Beamten, die zu dieser Nachtzeit noch in ihren Büros sind, werden überfallen, geschlagen, verwundet. Und dann ging die Verwüstung los.

Es war wie ein Bild der Apokalypse, dieser in Flammen aufgehende prächtige Bau. Zuerst hat man den Turm angesteckt und dann den Flammen durch Ströme von Petroleum den Weg gewiesen. In kurzer Zeit ist das Volkshaus nur noch ein Flammenmeer, dessen rote Wölfe bis zum Himmel springen. Rund herum tanzen die Schwarzhenden, johlend, jubelnd, tobend, wie im Delirium.

Welch tragisches Schicksal ließ Pietro Ferrero gerade jetzt an den Ort des Brandes kommen? Man erkennt ihn, er wird gepackt und geschlagen. Von den ihn umringenden Schwarzhenden hin und her gerissen, stolpert er und fällt zu Boden. Die fauchende, johlende Menge, die nichts Menschliches mehr hat, kreischt: „An die Laterne mit ihm!“

Pietro Ferrero war der Sekretär der Metallarbeiter. Seiner politischen Haltung nach war er Anarchist und hatte während seines ganzen Lebens nur zwei Dinge angestrebt: sich selbst zu bilden und die anderen zu bilden. Dieses Streben sollte er mit seinem Leben bezahlen.

Die grauenhafte Serie der Ermordeten dieses Dezembertages schloß mit den Namen Andrea Chiosso, der vor den Augen seiner Großmutter gelyncht wurde, Matteo Tarizzo, den man durch Gewehrschüsse niederstreckte, Erminio Andreoni, der im Beisein seiner Frau ermordet wurde, weitere Evaasio Becchio, Leone Mazzola, Giovanni Massaro und Angelo Quintaglio, alles Sozialisten.

Die Regierung nahm die Sache kaum zur Kenntnis und sah keinen Grund zum Eingreifen. Der Präfest von Turin wurde verhaftet, eine Strafhandlung gegen Unbekannte eingeleitet, und der Führer der faschistischen Banden von Turin erhielt einen Orden. Im übrigen sah ja der Mann, der die ganze Mordtat eingegeben hatte, selbst in der Regierung, das war der damalige Minister für Pensionswesen de Becchi, der heute italienischer Botschafter beim Vatikan ist. Dieser sandte sogar dem Fascio von Turin ein Beifallstelegramm.

(Aus der dokumentarischen Schilderung des Verdegangs des Faschismus von Pietro Nenni: „Todeskampf der Freiheit.“)

Die Verzauberten.

„Das Anwachsen unserer Bewegung grenzt ans Wunderbare“, sagen die Anhänger der Hitler-Bewegung und sprechen damit selber aus, daß ihr Erfolg nichts mit dem gesunden Menschenverstand zu tun hat. Wenn man den psychologischen Ursachen von Hitlers Massenfang nachforscht, so findet man bald, daß er in der Politik vorgeht wie die Courts-Maler in der Unterhaltungsschriftstellerei, mit einem locken-Superlativ an inhaltlosen Phrasen. Wenn man Hitler beim Sprechen zusieht, und die sture Gläubigkeit seiner Scharen erfährt, dann spürt man, daß diese Massenuggestion an den Bezirk Weizenbergs rührt, der mit weißem Käse die Leiden heilt. Diese Gefolgschaften sind hier wie da Verzauberte, und die Zeit kommt den Propheten dankbar weit entgegen, sie ist wunderfüchtig und horrt auf die Verzauberung. Den meisten genügt der Zustand der Verzauberung schon, er macht sie glücklich, und sie brauchen weiter keinen Erfolg.

Eine Reihe von Kollegen Hitlers ist porträtiert in einem Buche, das Rudolf Olden herausgegeben hat: „Propheten in deutscher Krise, Das Wunderbare oder die Verzauberten.“ Eine Sammlung, Rowohlt-Verlag, Berlin. In diesen Studien sieht man der Zeit unter die Haut, findet man einen Schlüssel für ihre Anomalien, wird der Boden aufgepflügt, den Hitler besäen konnte. In dieser Psychologie der einfachen Leute und der Feinde des gesunden Menschenverstandes werden 12 Propheten von heute vorgeführt, u. a. Weizenberg, Therese von Kommerreuth, Jelleis, Goldmacher Tausend. Jeder Aufsatz hat einen anderen Ver-

fasser, und so ist der Wert der Aufsätze zwar verschieden (wenn auch die meisten journalistisch ersten Ranges sind), aber es ergibt sich ein fesselnder Wechsel der Betrachtungsweise vom Skeptiker bis zum Gläubigen. Rudolf Olden selber hat den Propheten Weissenberg beschrieben und außerdem Bemerkungen zu den meisten Aufsätzen gemacht, Zeugnisse eines sehr klugen Kopfes und freien Herzens. Nochmals: eines der wichtigsten, aufschlußreichsten Zeitblätter. **M.**

Kuriosa der Zeit.

Unter anderem:

verbot Mussolini den Zeitungen und Zeitschriften die Abbildung schlanker Frauen — um nicht die Gebärfruchtigkeit zu beeinträchtigen.

mühte ein in London lebendes Ehepaar, das vor fünf Jahren in Australien geheiratet hatte, vor einer Reise in die USA noch einmal hochzeiten, weil es die Heiratsurkunde verloren hatte.

lag auf einer Münchener Straße ein neues leeres Portemonnaie, bei dessen Öffnen der glückliche Finder diesen Zettel fand: „So wie Du jetzt, ehrlicher Finder, beim Öffnen dieses Portemonnaies enttäuscht worden bist, wird einmal jeder enttäuscht werden, der seine Stimme den Propheten des Dritten Reiches gibt!“

gab es im Städtchen Ochtrup sechs tätige SA-Leute, jetzt nur noch zwei — vier sind nämlich wegen Bandendiebstahls verhaftet worden.

fiel infolge der Weltwirtschaftskrise bei den Bulus in Südafrika der in Vieh zahlbare Preis für eine Frau um 70 Prozent — sehr zur Freude der jungen Männer.

annoncierte ein Tischlermeister in Bernau (Erfeld) im Ortsblatt: „Wer bei mir einen Sarg für einen Erwachsenen kauft, bekommt einen Kinderjarg gratis!“

erklärte der Rektor der Illinois Wesleyan Universität, daß wegen allgemeinen Bargeldmangels das Honorar zum Wintersemester auch in Naturalien angenommen wird, so daß die Bauernjöhne wohl in ... Schweinen zahlen werden.

konstituierte sich hingegen in Texas ein Verein zur Pflege weiblicher Grubchen und protestierte gegen die Entschreibung von Schönheitskonkurrenzen, die Frauen mit Grubchen als zu üppig zurückgewiesen haben.

zogen die Sowjets weiße Generäle, die noch heute im Gefängnis sitzen, zur Mitarbeit an einem Tonfilm über den Bürgerkrieg heran, um auch eine historische Wiedergabe der anderen Seite zu ermöglichen.

veranstaltete in Paris ein armer Teufel einen Wohltätigkeitsball für sich selbst, setzte 5000 Karten ab und wurde zu 14 Tagen Gefängnis wegen Betruges verurteilt — nicht wegen des „wohltätigen Fests“, sondern weil das Ball-Lokal nur — 35 Personen faßte.

interessiert sich das Berliner Finanzamt für die Hof- und Straßenmusikanten, die in den letzten Wochen aus der Erde geschöpft sind, so daß man vorschlug, sie sollten einen Pankten mitschicken, der mit dem Gut in der Hand den Steueranteil abfängt.

bedrängte unter Hinterlassung beträchtlicher Schulden der argentinische Gesandte in Wien, wobei sich herausstellte, daß er seit mehreren Monaten von seiner Regierung kein Gehalt mehr bekommen hatte.

Weiteres.

Der falsche Zug. Christian kommt zum ersten Male nach Frankfurt und steigt bei der Rückfahrt in den falschen Zug. Ein Schaffner, der die Karten prüft, kann ihn noch rechtzeitig drei Bahnsteige weiter weisen. Dort krazelt Christian in den ebenfalls der Abfahrt harrenden Schnellzug und muß erneut hinaus- und hinübergewiesen werden. Verärgert langt er endlich in seinem Stammzug an und setzt sich fluchend in die Ecke. Nun befindet sich im Abteil ein Geißlicher, der das Mädchen nicht anhören kann. „Herr, Sie fahren zur Hölle!“, beginnt er eindringlich. Da stürzt Christian entsetzt zur Tür: „Teufel, da bin ich ja wieder im falschen Zug!“

Ungeignet. „Nun, Kinder, soll ich mit Euch Indianer spielen?“ — „Ach, Onkel, das wird wohl nicht gehen. Du hast ja keinen Staly mehr.“

Blatter Handel. Herr zum jungen Mann, der die Tochter heiraten will: „Ich gebe Ihnen also am Hochzeitstage 30.000 Mark, und späterhin erhalten Sie noch einmal 20.000 Mark!“ — Der junge Mann: „Das geht nicht, ... ich übernehme ja Ihre Tochter auch nicht partienweise.“

Schlummer. Es ist schlimm, wenn die Frau einen Brief findet, den man in den Kasten zu stecken vergessen hat. — „Ja, aber es ist noch viel schlimmer, wenn sie einen findet, den man zu verbrennen vergessen hat.“

Veruhigung. Landwirt: „Gut geschlafen diese Nacht?“ — Fremder: „Na, zuerst konnte ich gar keine Ruhe finden; aber nachher schien der Mond ins Zimmer — da hab' ich angefangen, die Wanzig auf der Tapete zu zählen. Darüber bin ich schließlich eingeschlafen!“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz Nr. 65 bei Tepitz-Schnau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 109.

Von Stefan Alois, Jägerndorf.

Schwarz: Ke3; Be2 (2).



Weiß: K57; D13; B4; a2; g3 (19).
Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Zweitnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 106: Kf1—f2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Eugen Josef, Bohemia; Beutel Wilhelm, Frankdorf bei Teschen; Huber Jemund, Teschen; Reibich Wili, Teschen; Schwarz Raimund, Krupf Rudolf, Schöna Erwin, alle aus Mollersdorf; Bräuer Bruno, Langenau; Jenzere Oswald, Schöna; Weber August, Teschen; Prosch Wladi, Morawitz; Wilmann Hann, Fuhau bei Neu-Berberg; Wolter Ludwig, Reheß Franz, Michel Rudolf, Schmidt Ferdinand, alle aus Wittera, Rühser Weiß, Teschen; Gligarich Herr-

Aus einem Schulaufsatz. „Heinrich der 8. war der erste Reformator in England. Er ließ seine Frauen hinrichten.“

Ein altes Wort. Richter: „Warum haben Sie dem Kläger außer Geld auch noch Kleider gestohlen?“ — Angellagter: „Sie wissen ja, Herr Richter, Geld allein macht nicht glücklich!“

Der Schächterne. Dame: „Sie verfolgen mich schon eine ganze Stunde, mein Herr; wenn Sie aber denken, ich rede zuerst an, so irren Sie sich sehr!“

Sein Element. „Joachim, nenne mir die Elemente!“ — „Feuer, Wasser, Erde, Luft und Bier.“ — „Bier? Bier ist doch kein Element!“ — „Doch, Herr Lehrer — wenn Vater Bier trinkt, sagt Mutter immer: Jetzt ist er wieder in seinem Element!“

Das Freibad. Eine sehr würdevolle und korrekte Dame war entsetzt, als sie ein paar kleine Jungen nackt in einem Teiche baden sah. „Kinder“, rief sie ihnen zu, „ist es hier nicht verboten, ohne Anzug zu baden.“ — „Ja, Fräulein“, erwiderte einer der Lausbuben, „aber Sie können ruhig reinkommen, Franzls Vater ist der Polizeimann.“

mann, Neu-Bistritz; Huber Rudolf, Proßwitz; Trifisch Gustav und Onof Adolf, Böhmen; Süßler Anton, Turm; Petrowscher Kurt, Zweitnitz; Reinet Julius, Reßmitz; Fieck Josef und Trifisch Anton, Ratiborsdorf.

Partie Nr. 23.
Sizilianische.

Gespielt im Bundesmeisterturnier des Oesterreichischen Arbeiter-Schachbundes am 22. August 1932.

Weiß: Dorn. Schwarz: Dr. Matschek.
1. e2—e4 c7—c5
2. Sg1—f3 e7—e6
3. d2—d4 c5×d4
4. Sd3×d4 Sg8—f6
5. Sb1—c3 Lf8—b4

Diese Variante kommt langsam aus der Mode, und mit Recht; denn es scheint, daß Schwarz niemals völlig ausgleichen kann.

6. Ld1—d3
Am schärfsten ist hier 6. Sd b5, um nach Sc6 entweder ruhig mit a3 oder komplizierend mit Lf4 fortzufahren. Weiß steht in beiden Fällen ausgezeichnet. Der Textzug ist schwächer.

6. ... Sb5—c6
7. Lc1—e3 d7—d5!
8. Sd4×c6 b7×c6
9. e4—e5 Sf6—d7
10. Dd1—e4 Lb4×c3f

Das richtige Gegenspiel bestand in Da5, Z. B.: 11. Ld4f c8, 12. D×g7 c×L1, 13. D×Tf S8 usw. oder 11. Ld3! g6, 12. f4 La6 und Schwarz steht sehr gut.

11. b2×c3 Dd8—c7
Noch immer war Ta5 unbedingt vorzuziehen. Auf c7 leistet die Dame nichts.

12. f2—f4 0—0?
Der tapfer Schwabe forcht sich nicht hier war es aber ausnahmsweise angezeigt, sich zu forchten und doch lieber g6 zu versuchen.

13. Dg4—h3 17—f5
14. e2—g4 Sd7—b6
15. Td1—g1 c6—c5
16. g4×f5 e6×f3
17. Tg1—e5! ...

Erzwingt eine verderbliche Schwächung des Königsflügels.

17. ... g7—g6
18. 0—0-0 ...

Sehr energisch gespielt!
18. ... Tf8—f7
19. Td1—g1 Kg8—f8
20. Dh3—b6f Kf8—e7
21. Dh6—h4 Ke7—c8

Klüger war es, mit Kf8 die frühere Stellung herbeizuführen. Denn jetzt greift der Ld3 entscheidend ein.
22. Ld3—b5f! Ke8—e8

Erzwungen, denn auf Ld7 würde e6! folgen.
23. Dh4—b5f ...

Es ging natürlich schon jetzt T×g6!, aber in der Augusthitz macht man gern ein paar Züge, ohne nachzudenken.

23. ... Kf8—e7
24. Dh6—h4 Ke7—f8
25. Tg5×g6! h7×g6
26. Dh4—h5f aufgegeben

Genosse Dorn ist ein Tom Mix des Schachspiels. Freilich endet seine Abenteuer im wilden Westen nicht immer mit einem happy end, wie die folgende tragikomische Begebenheit zeigen mag.

(Entnommen der Arb.-Schach-Ztg., Wien.)